



CNC-Fräse

Gehört zur Gruppe der CNC-Maschinen (Computerized Numerical Control). Eine dreidimensional arbeitende Maschine, die Dinge aus einem Holz-, Kunststoff- oder Metallblock fräst, sogenanntes subtraktives Verfahren (im Unterschied zum aufbauenden, „additiven“ Verfahren eines 3D-Druckers). So unverzichtbar im FabLab wie der ► *3D-Drucker*. ●

Culinary Misfits

Zu krumm für Standardverpackungen? Zu freck für die Supermarktregale? Gemüse, das den Stempel „nicht marktgängig“ erhält, wird in der Regel gleich nach der Ernte untergepflügt oder landet im Müll. An diese chancenlosen „Sonderlinge“ haben zwei Produktdesignerinnen aus Berlin ihr Herz gehängt. Was die Bauern nicht verkaufen können, verarbeiten sie zu kulinarischen Gerichten für Catering und crowd-finanzierten Ladenverkauf. Die Philosophie der Gründerinnen geht jedoch über eine simple Verwertungsstrategie hinaus. Sie sind nicht einfach Köchinnen, sie sind auch Schatzsucherinnen, Erfinderinnen, Entdeckerinnen, Veredlerinnen. Wie an vielen DIY-Orten geht es auch bei diesem Start-up um die Suche nach dem nicht Vordefinierten, Unvollendeten. Liegeengebliebenes, Unbeachtetes, Eigenartiges wird den perfekt geformten Dingen aus der Warenwelt vorgezogen, denn es lässt sich etwas machen damit.

Die Wahrnehmung dieses Reichtums ist verknüpft mit der Einsicht in die Begrenztheit der natürlichen Ressourcen: Das Vernichten eines großen Teils der Ernte wird als Verschwendung von Wasser, Energie und Arbeit begriffen. Der Tipp von Culinary Misfits: Esst die ganze Ernte! Lasst regionale Vielfalt zu, erfreut euch an kulinarischen Außenseitern. Das macht die Welt reicher und schöner. Statt ihre Kuriosas also zu degradieren und auszusondern, inszenieren die jungen Großstädterinnen dreibeinige Rüben, sich umarmende Möhren und andere als kurios markierten Gewächse der Natur als Unikate, betonen ihre Schönheit, die sich für sie erst im Unperfekten erschließt und verwandeln es sodann zu vegetarischen Köstlichkeiten.

Die Haute Couture der Berliner Umwandlung lässt unvermeidlich auch an die menschlichen Exkludierten, Gestrandeten, nicht Marktgängigen mit ihren ganz eigenen Dellen und Macken denken. Inkludieren und sichtbar machen sind nicht nur Zutaten einer nachhaltigen Esskultur, sondern auch einer pluralen Stadtgesellschaft. ●

—> www.culinarymisfits.de

Dilettanten

Ein Dilettant zu sein, heißt, sich an etwas zu versuchen. Dilettanten tun etwas aus Freude oder aus Leidenschaft. Sie sind keine Fachleute. Sie bewegen sich außerhalb vorgegebener Wege und der Verbindlichkeit professioneller Normen. Sie beginnen mit allem, was sie tun, neu. Im Dilettantismus des DIY gibt es ein Ethos des Anfangens. Unterwegs nutzt man oft Modelle als Handlauf: Man findet ein Muster und baut es nach, wobei man es meist modifiziert. Man variiert, man adaptiert.

Man kopiert nicht und lässt damit das industrielle Telos der massenhaften seriellen Produktion exakt gleicher Dinge hinter sich.

Die Selbstbeschreibung als Dilettanten endet jedoch nicht bei der Fertigung oder dem Handeln von Dingen nach eigener Façon. Dilettanten sind sie auch in Hinblick auf das Soziale und sich selbst. Die hohen Anforderungen, die an das hochmoderne Subjekt gestellt werden, mit sich selber identisch zu sein und eine rundum gute Lebensperformance zustande zu bringen (gut aussehen, gute Leistung im Job, die richtigen Freunde, die richtigen Partner, moralisch okay, usw.), können ein wenig an Festigkeit und Wahrheitsgehalt verlieren, wenn man immer wieder die Erfahrung macht, dass sich das Leben und man selbst immer wieder neu zusammenbasteln. Auch kann man dabei erfahren, dass man gar nicht so viel Einfluss auf den Lauf der Dinge hat, wie die eigenen kontrollierenden und bewertenden Gedanken dies gelegentlich suggerieren. ●

Dinge

Dinge von Gewicht spielen im DIY eine große Rolle. Kleine und große Werkzeuge, Maschinen, PCs. Es werden neue Kontrakte mit diesen Helfern geschlossen. Das Werkzeug ist hier mehr als nur das Ding und was man normalerweise damit macht. Das Werkzeug, die Hardware oder das Tool ist auch als Metapher bedeutsam. In der ► *Open Design City* zum Beispiel treten einem viele Werkzeuge in weit geöffneten Schränken entgegen und prägen so eine räumliche Sphäre ansteckender Kreativität. Kollektionen und Anhäufungen von Protowerkzeugen eigener Art zieren den Raum. Man muss nur zugreifen. Im Prinzip kann jedoch alles zum Werkzeug werden. Man baut sie auch selbst, wenn es nicht anders geht, oder wenn es gerade den eigenen Ehrgeiz anstachelt. Metamorphosen überall. Es wird jedoch nicht gehegt und gepflegt. Man greift bei Bedarf darauf zu. Danach wird es irgendwo abgelegt oder hingestellt und zum Teil von Raum-

Ensembles eigenen Stils. Man kohabitiert gerne mit ihnen.

Die Widerständigkeit, Sperrigkeit und Fremdheit der Dinge von Gewicht einerseits und die vielen Meriten und Gelegenheiten, die sie ihren Nutzern bescherten andererseits, ermöglichen im DIY eine neue Weise mit und durch sie zu sein, in einen eigenen Austausch mit ihnen einzutreten, der beinahe animistische Züge trägt. Der Blick auf die Dinge kann und soll hier nicht stillgestellt und auf die eine Funktion reduziert werden. Dies entspricht eher dem Blickregime des industriellen Fortschritts, mit dem das DIY bricht. Das DIY interessiert sich besonders für das zweite und dritte Leben der Dinge, was sich u.a. im ► *Upcycling* manifestiert. Die Dinge sollen von Hand zu Hand gehen. In der Logik der Zirkulation, des Weitergebens, ► *Teilens* und Tau-

schens gehören die Dinge keinem Einzelnen. Besitz und exklusive Nutzung bedeuten Stillstand und Stagnation, auch Unternutzung. Das findet man weder intelligent noch sinnvoll. Indem man sie in Bewegung bringt und teilt, verflüssigt sich das Harte an den Dingen. ●

Demokratie

Im DIY wird ein neuer demokratischer Stil erfunden, der zugleich ein Lebensstil ist. Man geht davon aus, dass nichts bleiben muss, wie es ist, und richtet seine Lebenspraxis bewusst aufs Teilen und Tauschen von Ressourcen und ► *Commoning* aus. Man hat keinen Vertrag mit politischer Repräsentation und steht einer hierarchischen Struktur von politischer Macht ausübung skeptisch gegenüber. Stattdessen sucht und generiert man demokratische Zusammenhänge im Alltag. Der Ansatz ist konstruktiv: Man erkennt keinen Sinn darin, sich übermäßig in Kritik und Opposition zu erschöpfen und legt stattdessen ein frisches und respektloses Verhältnis zu allem Bestehenden an den Tag. Man begibt sich in ein Feld überschaubarer Sozialität und interveniert. Der Gestus ist freundlich, neugierig und verspielt, aber auch nüchtern, realistisch und sowohl technisch als auch sozial versiert.

Die Demokratie, an der hier gebastelt wird, ist eine alle Naturen einschließende Ökologie und Ökonomie: Menschen, Tiere und Pflanzen. Ihr widmet man sich in praktischen Angängen täglich aufs Neue. Im Mittelpunkt des Demokratieverständnisses stehen die Normen der Gleichheit und der Teilhabe. Besonders letztere steht im Fokus. Als Teil der Open Source-Bewegung ist es selbstverständlich, ja verpflichtend, das eigene Wissen und die eigenen Dinge soweit möglich zu teilen oder mit anderen zu tauschen. Im Gegenzug reklamiert man Zugang zum Wissen und zu den Kapazitäten der anderen.

Das schließt Praxen des Protests nicht aus. Es gibt auffällige Parallelen zwischen DIY und Occupy. Protest wird als Einladung für die eigene demokratische Praxis gesehen



Christopher
Street
Day

und nimmt dementsprechend Form an. Das strategische Kalkül der Wirkung hat vor dem kollektiven, auch körperleiblichen Prozess eines guten Miteinanders zurückzutreten. Es formt sich eine Parade, es formt sich ein Dorf, es formt sich, man weiß es nicht. Man muss es auch nicht wissen. Das wäre Old School und übermäßig viel Kontrolle. Kontrolle, die womöglich auf Kosten der Demokratie gehen könnte.

Es verwundert wenig, dass — nicht nur diesen Punkt betreffend — die Kommunisten und Sozialisten die verspielten Commonisten belächeln. Es handelt sich eben um grundverschiedene politische Kulturen. Den Commonisten geht es mehr ums Politische als um Politik als gesellschaftlichen Teilbereich. ●

Do it yourself

Es gibt viele Arten und Weisen, Dinge selber zu machen. Das DIY, das in diesem Buch beschrieben wird, ist, wie die Künstlerin Lisa Anne Auerbach schreibt, „unkommerziell, tauschbasiert, gemeinschaftsverrückt und befreiend“ (Auerbach 2012). Es ist wirtschaftliches und soziales Handeln, das sich der Warenförmigkeit zu verweigern sucht. Räume und Netzwerke des DIY sind mithin: die urbanen Gärten neuen Typs wie das Allmende-Kontor in Berlin, offene Werkstätten wie die Dingfabrik in Köln, ► *Knit Niles* und Kleidertauschpartys, Aktivitäten im öffentlichen Raum wie Guerilla Gardening oder Strickmobs, Open Source und Open Design, Projekte wie Mundraub und Repair-Cafés, Genossenschaften wie das Kartoffelkombinat, Workshops zu Terra Preta und Lastenfahrrädern, Aktivitäten im Bereich Recycling und Upcycling.

Bei DIY geht es auch um den Versuch, Orte zu schaffen, an denen ein anderes Arbeiten, Wirtschaften, Miteinander möglich ist. Diese Orte entstehen dabei mitten im Hochbetrieb der Normalität. Es wird nicht erst „die Gesellschaft verändert“. Es wird direkt etwas unternommen. Dadurch bilden sich freie(re) Räume, wo Menschen so zusammenwirken, dass nicht alles, was man zum Leben braucht, Geld kostet. In diesen Räumen ist Zeit nicht Geld, sondern Zeit. Das Zauberwort lautet ► *Kollektivität*. Folgerichtig heißt es inzwischen oft Do it together (statt Do it yourself). ●

Don't do it yourself

Gegen kommerzielle Einhegungsbestrebungen seitens der Industrie wird das Don't do it yourself propagiert: „DDIY bedeutet, mit Freunden zusammenzuarbeiten, Professionelle anzuheuern, klug und gewissenhaft zu konsumieren und uns selbst zu versorgen, während

wir mit anderen arbeiten.“ (Auerbach 2012) DDIY fordert dazu auf, in Menschen statt in Material (keine Maschinenparks im privaten Hobbykeller) zu investieren und plädiert für „Sparsamkeit, Vernunft, Gemeinsinn und das Teilen von Fertigkeiten“, um die Vereinnahmung der Bewegung durch die (Heimwerker-)Industrie zu verhindern. DDIY geht davon aus, dass alle im Tausch etwas zu bieten haben (und nicht alle alles können und machen müssen). Es gilt, nichtkommerzielle Tauschbeziehungen zu entwickeln, um angesichts der globalisierten Konsumindustrie Räume von Souveränität zu bewahren. ●

3D-Drucker

Der 3D-Drucker gehört wie die ► *CNC-Fräse* und der ► *Lasercutter* zur Grundausstattung jedes FabLabs. Druckt per Mausklick Schicht für Schicht dreidimensionale Werkstücke, z.B. Haushaltsgegenstände (Tassen, Teekannen etc.), Ersatzteile, Spielzeug (aus Plastik oder Metall). Gehört zur Gruppe der digitalen Fabrikatoren und funktioniert computergesteuert: Modelle werden am Bildschirm entwickelt oder dreidimensional eingescannt. Die Herstellung ist weniger aufwändig als im Spritzgussverfahren, es müssen keine Formen hergestellt und angepasst werden, und 3D-Drucker arbeiten im Prinzip ohne Materialverlust. Das Verfahren eignet sich für die Entwicklung von Prototypen bzw. für die Herstellung von Werkstücken, von denen nur wenige gebraucht werden.

In der Industrie (insbesondere Automobilindustrie und Medizintechnik) werden dreidimensionale Druckverfahren schon lange eingesetzt. Die individuelle bzw. kollektive Nutzung außerhalb der Fabrik wird in dem Maße zunehmen, wie die Anschaffungskosten sinken. Insbesondere die auf der Grundlage von Open Source entwickelten Projekte RepRap und MakerBot arbeiten an der Entwicklung massentauglicher additiver Maschinen. Perspektivisch werden 3D-Drucker die dezentrale Produktion von Dingen außerhalb der großen Industriestrukturen ermöglichen. ► *Maker* ●

Dingfabrik

FabLab in Köln. Ausgestattet mit diversen Werkstätten auch klassischer Provenienz auf denkbar kleinem Raum (3-Zimmer-Wohnung). Ausgestattet außerdem mit selbstgebauten 3D-Druckern und selbstgebautem Lasercutter. Betrieben von Computerliebhabern und anderen Menschen. In der Dingfabrik wurden die ersten ► *Repair-Cafés* in Deutschland veranstaltet. Die Bastel-Lust ist das, was alle sichtbar und spürbar verbindet. Gemeinschaftsprojekte stehen hoch im Kurs, eben z.B. der Bau des Lasercutters, aber auch die Zusammenarbeit zwischen denen, die Papier

falten, und denen, die sich mit Steuerungs- und Regelungstechnik auskennen, funktioniert ausgezeichnet, zu bestaunen u.a. in einer raffiniert-ambitionierten Lampen-Kreation aus Origami und Licht. ●

—> www.dingfabrik.de

documenta (13)

Als die Kuratorin das Wahlrecht für Erdbeeren forderte, standen die Medien Kopf. Genau darum ging es Carolyn Christov-Bakargiev: Sie wollte den anthropozentrischen Zugang zu Welt und ► *Kunst* erschüttern und für eine respektvolle Perspektive auf andere Formen des Seins sensibilisieren. So rückten die nicht-menschlichen Lebewesen in den Blick: Bienvölker, Schmetterlingsschwärme, der in Spanien aufgelesene Straßenhund „Human“ mit rosagefärbter Pfote, ein „Doing Nothing Garden“, der auf einem aus Zivilisationsmüll aufgeworfenen Hügel erblühte, eine Installation von 60 Mangoldsorten im Boot, Goldbarren aus Erde, die den Wert des ► *Bodens* ebenso thematisieren wie das Saatgut, das die Chicagoer Künstlerin Claire Pentecost als das älteste quellenoffene Wissenssystem bezeichnet. Hier wird die Welt als Schatzkammer begriffen, die niemandem gehört und aus der sich alle nähren können. Der documenta (13) ging es darum, das neu zu sehen, was sonst primär Gegenstand wissenschaftlicher Messung und kapitalistischer Verwertung ist und über keine eigene Stimme verfügt.

Was den einen als „irrlichternde Animismusthesen“ (FAZ) erscheint, ist für andere politische Kunst. Eines jedoch ist unbestritten: Im programmatischen Zugang „Collapse and Recovery“ fanden sich auffallend viele Parallelen zur urbanen Praxis der Commonisten. Die praxeologisch inspirierte Kuratorin lud z.B. die New Yorker Künstlergruppe AND AND AND ein, die einen Stand mit regional-saisonalen Biolebensmitteln in der Aue betrieb, Vorträge zu Commoning und Urban Gardening organisierte und mit weiteren Formen „nicht-kapitalistischen Lebens“ experimentierte. ●

—> www.andandand.org

Entschleunigung

Für viele Großstadtbewohner_innen ist der Gemüsegarten ein Antidot zu Aufmerksamkeits- und Gegenwartsverlust, Multitasking und Secondscreening, Beschleunigung und Zeitverdichtung. Er dient dem „erschöpften Selbst“, wie Alain Ehrenberg es nennt, als Refugium. Der Garten verlangt nicht nach Zeitverkür-





zung, ganz im Gegenteil, er fordert die ihm eigene Zeit ein und die Gärtner_innen auf, sich auf die Wachstumsprozesse anderer Lebewesen einzulassen. Gärtnern entschleunigt und ermöglicht Erfahrungen mit Zeitzyklen und Sinnhorizonten der Agrarkultur. Aus ihr stammt die sprachliche Korrespondenz von Zeit und Wetter, wie sie z.B. im spanischen „tiempo“ oder im französischen „temps“ anklingt. Die Agrarkultur, die in urbanen Gärten reinszeniert wird, ist zyklisch. Jedes Jahr beginnt der Kreislauf neu mit der Vorbereitung des Bodens und dem Säen. Man ist der Natur ausgesetzt, den klimatischen Verhältnissen, den Jahreszeiten und den Tag-Nacht-Zyklen. Diese Zeitdimensionen sind faszinierend für hochgradig virtualisierte Individuen, für die alles gleichzeitig möglich und steuerbar scheint, nicht zuletzt, weil sie erkennen lassen, dass wir selbst in Lebenszyklen eingebunden sind und dass es klug ist, sich den Gegebenheiten gelegentlich einfach hinzugeben. ●

← Einkochen

Alte Kulturtechnik. Unabdingbar, um der Gemüseschwemme im Sommer Herr (oder Frau) zu werden. Nützlich, um das saisonale Angebot im Winter (Grünkohl, Weißkohl, Rosenkohl und Konsorten) mit sonnengereiften Tomaten, eingelegten Zucchini, Basilikumpesto u.Ä. zu bereichern. Insbesondere nützlich, wenn die energiefressende Kühltruhe abgeschafft werden soll. Ist oft eine gemeinschaftliche Gartenaktion und macht den Beteiligten viel Spaß. Hat es mehrfach zum Kunstevent geschafft, vermutlich weil gefüllte Einmachgläser einfach gut aussehen. In Berlin verkostigte das Kunstprojekt „Vorratskammer“ der Künstlerinneninitiative myvillages.org die Ausstellungsbesucher, in Leipzig waren die Annalinde eingeladen, mit Eingemachtem zur Kunstausstellung „Über den Dilettantismus“ beizutragen. ●

Ernten

Ist eine Tätigkeit und ein Geschehen, das Pflanzen und Menschen auf besondere Weise miteinander verbindet. In den Gemeinschaftsgärten ist die Ernte der Höhepunkt einer mitunter Monate dauernden Phase des Anpflanzens, Pflegens, Wachsens und Gedeihens, und damit Teil größerer Ökologien. Ob die Ernte reich oder mager ausfällt, hängt von vielen Faktoren ab: von der Bodenbeschaffenheit, vom Wetter, von Vorhandensein und Aktivität der Tiere in der Umgebung, von der Pflege und natürlich vom Samen, um nur einige zu nennen.

Die Ernte wird in Gemeinschaftsgärten einerseits als Belohnung für die Mühe gesehen, andererseits gibt es ein Bewusstsein dafür, beschenkt zu werden, letztlich ist es die Pflanze, die den Überfluss produziert.

Stolz und Dankbarkeit halten sich die Waage. Die praktische Dimension der Wertschätzung ist die Umwandlung der Früchte in gutes Essen. Nicht selten haben die Gärtner_innen den Ehrgeiz, ganze Mahlzeiten oder gar Speisefolgen aus der Gartenernte zu bestreiten. Das Essen, das gemeinsam im eigenen Garten angebaut, geerntet, gekocht und verspeist wird, ist in jedem Fall ein guter Grund zum Feiern und Erntedank in neuer Form zu begehen. ► *Gartendinner* ●

Entrepreneur

Im DIY trifft man auf Unternehmer_innen neuen Typs. Sie unternehmen etwas, sie sind Leute, die verbinden und verknüpfen, also Entrepreneure im wörtlichen Sinne. Man bezeichnet sie auch als Projektmacher. Sie sind oft rund um die Uhr aktiv, um gemeinsam mit anderen ein Experiment durchzuführen. Sie haben eine Idee oder einen Plan und verfolgen ihn mit viel Einsatz. Das verbindet sie mit den Kreativsubjekten des Marktes wie Bill Gates oder Steve Jobs, die einst in einer Garage zu basteln angingen. Ein Stück von solcher Gründermotivation ist in manchen zu spüren.

Damit enden die Übereinstimmungen allerdings auch schon. Denn die DIY-Entrepreneure sind keine überlebensgroßen Helden-subjekte und Visionäre, sie haben nur eine gute Idee und einen Schuss Charisma. Sie vertrauen bei der Verwirklichung der Idee aber nicht auf Geldgeber, Investoren oder einen Markt, sondern auf einen kollektiven Wirkungsraum, der sie aufnimmt, adaptiert und formt.

Eher sind die Entrepreneure Begleiter, die ein Setting bereitstellen und ein Händchen dafür haben, dass sich die richtigen Leute einfinden und es mit Leben füllen. Sie gehen mit anderen, zumal sie nicht über die Mittel verfügen, viele Personen anzustellen und eine direkte Leader-Identität auszubilden. Immer wieder aufs Neue bekommen sie von anderen etwas, das das Projekt benötigt und bereichert. Sie sind in der Lage, von anderen zu lernen und dürfen keine Kontrollfreaks sein, denn als solche bekämen sie rasch ein Burnout.

Ähnlich wie die Akteure in der neuen Kreativindustrie kennen auch sie keine Trennung von Arbeit und Freizeit. Sie sorgen aber dafür, dass sie im Alltag einen nährenden Kontext und die Ressourcen finden, die sie für den Aufwand entschädigen. Viel Geld verdienen sie mit ihren Projekten nicht. Es geht ihnen um andere Werte. Sie leben, ökonomisch betrachtet, prekär. Andererseits leben sie aber gar nicht prekär, weil sie am Aufbau und Erhalt von Netzen arbeiten, die sie auch selber tragen, absichern und halten.

Die spannungsgeladene und teilweise widersprüchliche Situierung der Entrepreneure in ihren Projekten, der Mangel an klaren und verbindlichen Strukturen, die unterschiedliche Befähigung Einzelner und das demokratische Gleichheitspostulat bergen ein hohes Konfliktpotenzial. Spannungen und Konflikte gibt es chronisch, und der Bedarf an Verhandlung und Klärung ist hier recht hoch.

Das ist der Preis für das Experimentieren mit neuen kollektiven Formen. ●

Erdöl

Treiber und Beschleuniger der westlichen Konsumgesellschaften. Die Industrialisierungsprozesse der letzten Jahrhunderte basieren auf der Extraktion von Erdöl und Kohle. Auch die landwirtschaftlichen Monokulturen wären ohne die Erdölprodukte Kunstdünger und Pestizide nicht denkbar, und die Globalisierung mit der exorbitanten Zunahme des internationalen Güterverkehrs hätte sich ohne den billigen Treibstoff nicht vollziehen können. The Party is over, sagen Postkarbontheoretiker wie Richard Heinberg heute. Für sie ist Peak Oil, also der Höhepunkt der maximalen Ölförderung, bereits überschritten. Selbst wenn neue Funde gemeldet werden und umstrittene Verfahren wie Fracking und Offshore-Bohrungen Zugang zu weiteren Quellen verheißen: Kosten und Risiken der Ölgewinnung werden steigen und die Legitimationsgrundlage der Ölverbrennung wird allein schon aus Klimaschutzgründen zunehmend porös.

Peak Oil bildet einen Resonanzboden für ► *Urban Gardening*-Projekte, Vorbild für den Berliner ► *Prinzessinnengarten* war nicht zuletzt die urbane Landwirtschaft auf Kuba. Der Karibikstaat war das erste Land, das bereits 1989, nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion, keinen Zugang mehr zu preisgünstigem Erdöl hatte und die Landwirtschaft eines industrialisierten Zuckerrohrexporteurs umstellte auf postfossile Subsistenzlandwirtschaft (Kälber 2011, S. 44ff). Dabei spielte die Förderung des innerstädtischen Lebensmittelanbaus eine zentrale Rolle.

Städte wie Havanna sind heute Vorbild für Kommunen im globalen Süden; aber auch Projekte wie ► *Annalinde* in Leipzig wollen zukünftig auf größeren Flächen für den lokalen Markt produzieren, als das in einem Gemeinschaftsgarten normalerweise möglich ist. Die Anschlüsse werden vielfältiger.

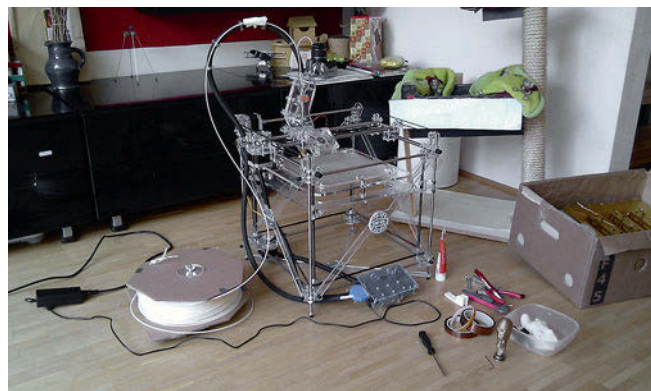
► *Postwachstum* ●

FabLab

FabLabs sind offene Hightech-Werkstätten, ausgestattet mit computergestützten Maschinen wie CNC-Fräse, 3D-Drucker, Lasercutter. Ein FabLab verspricht, im Kleinen das produzieren zu können, was sonst nur in der Fabrik gefertigt werden kann. Vom Konsumenten wieder zum Produzenten zu werden, ist der Traum. Mitunter geht es auch darum, eine größere Unabhängigkeit durch weniger Konsum und mehr Reparatur zu ermöglichen. Das erste FabLab entstand 2001 am Massachusetts Institute of Technology (MIT). Neil Gershenfeld entwickelte dort unter der Fragestellung „Was brauchen wir, um ‚fast‘ alles herstellen zu



Firmengarten



F

können und möglichst viele Materialien auf möglichst vielfältige Weise bearbeiten zu können?“ gemeinsam mit Studierenden das entsprechende Maschinenset.

FabLabs changieren zwischen Entwicklungslabor und Werkstatt. Bisweilen verstehen die Betreiber ihre technologischen Ambitionen auch als bürgerschaftliches Engagement, für manche zeichnet sich in FabLabs gar eine postkapitalistische, auf Kooperation und Gemeingütern basierende Produktionsweise ab. Auf der Internetseite vom FabLab St. Pauli heißt es: „Langfristig wollen wir im FabLab Lösungen für dringende Probleme der Stadt entwickeln. Neben der Entwicklung von Produkten ist die Änderung der Arbeits- und Produktionsverhältnisse ein wichtiges Thema. Wir brauchen aber auch nachhaltige und innovative Lösungsansätze für Probleme im Bereich Energie (Energy Lab), Müll (Recycling Lab), Verkehr (Mobility Lab) oder Gardening (Botanic Lab). Es ist ein wichtiges Anliegen des FabLabs, die neuen technischen und materialbedingten Möglichkeiten für wichtige gesellschaftliche Fragen nutzbar zu machen.“ (www.fablab-hamburg.org)

Bei der Gründung eines FabLabs geht es also nicht nur darum, (mehr oder weniger) nützliche Dinge zu produzieren, sondern auch um einen Raum für die Community, um einen Raum für die gegenseitige Unterstützung und den Austausch von Wissen, und um die Bezugnahme auf andere, ähnliche Räume. FabLabs sind weltweit vernetzt. Die Charta der Labs legt Spielregeln für die Community fest: Man darf all das produzieren, was niemandem schadet (also z.B. keine Waffen); man soll dokumentieren, was man tut, und man soll das gesammelte Wissen an andere weitergeben.

FabLabs werden insbesondere von Bastlern und von ►*Makern* bevölkert, sie sind bei Männern deutlich beliebter als bei Frauen. Die Mitglieder bewegen sich zwischen technikaffin und technikgläubig. Wichtig sind ihnen Open Source, Open Design und die Demokratisierung der Produktionsmittel. Manche haben durchaus gesellschaftspolitische Ambitionen in Richtung Nachhaltigkeit und Partizipation. Andere wollen einfach nur „spielen“. Wieder andere wollen Unternehmen gründen. ●

Fahrende Gärten

Aus sieben Einkaufswagen besteht die Flotte der Fahrenden Gärten. Sie sind, je nach Jahreszeit, bepflanzt mit Kräutern, Johannisbeersträuchern oder Erdbeeren und stehen in Kiel. Nicht immer an derselben Stelle. Wer sie gerade verschiebt, gießt, vandalisiert, verarztet oder neu bepflanzt, das erfährt die 21-jährige Initiatorin über die von ihr administrierte Facebook-Seite „Fahrende Gärten“, die die Reiserouten der Wagen mit Einträgen und Fotos dokumentiert: „Alice wurde gestern am Wilhelmplatz abgesetzt und prompt beräubert!

Wer ihr begegnet, muss ihr unbedingt zu neuer Blütenpracht verhelfen und hier ein Photo davon präsentieren. Die Photos, die von Frieda erschienen sind, die machen fröhlich!“

Ein Sperrholzbrett mit der Aufschrift „Schieb mich dahin, wo ich am meisten gebraucht werde!“ wird den Gärten noch mit auf den Weg gegeben, die von Alice über Dora bis Gustav alle einen eigenen Namen tragen. Am meisten gebraucht werden sie da, wo es an Grün fehlt, oder auch an Kommunikation. Die Aktivistin interessiert sich dafür, wie Passanten auf ihren täglichen Wegen auf Neuerungen reagieren. Die ►*nomadisierenden* Einkaufswagen sollen den gewohnten Blick unterbrechen.

Mit der mobilen Installation verbindet die junge Tischlerin den Appell, die Wagen zu beschützen, zu pflegen, zu wässern oder im Notfall auch wiederzubeleben. Das Projekt beinhaltet eine Aufforderung zur ►*Fürsorge*, aber auch zur Intervention. Die baulich-materielle Umwelt soll nicht nur verschönert, sondern auch angeeignet, mitgestaltet und verändert werden. Es ist wie beim ►*Guerilla Gardening*. Die Pflanzen dienen hier als Botschafter und Vehikel zum Mitreden und Mitplanen in der eigenen Stadt. Darüber hinaus rücken sie selbst als Akteure bzw. Aktanten in den Blick. Das für den Kapitalismus notwendige Verständnis von der Natur als Ressource wird durch die vielschichtige Installation hinterfragt. ►*Nomaden* ●

—→ www.facebook.com/Fahrende.Gaerten

Fashion Reloaded

Mode und Nachhaltigkeit scheinen ein Widerspruch in sich, ein Trend folgt dem nächsten, und in der Textilindustrie geht es nicht eben ökologisch zu. Die Arbeitsbedingungen in den Herstellungsländern verletzen erschreckend häufig elementare Menschenrechte. Auf diese Missstände reagiert das Projekt „Fashion Reloaded“. Hier geht es darum, Kleidung zu tauschen und umzuarbeiten, sprich Ressourcen wiederzuverwerten und sich im handwerklichen Können gegenseitig zu schulen. Junge Modedesignerinnen wollen zeigen, dass es einfach ist, Mode selbst zu machen, wenn man sich gewisse Fertigkeiten wiederaneignet, sprich den Umgang mit Nadel, Faden, Schere, und sich einfach traut. Wir sollten damit aufhören, sagt eine der Initiatorinnen von Fashion Reloaded, so viel zu produzieren, wir sollten anfangen, unsere Sachen länger zu tragen, sie mit unserer individuellen Note zu versehen und eigene Stile zu entwickeln. Es geht auch darum, die Hoheit über das, was chic und schön ist, zurückzuerlangen. In Zukunft, hofft sie, werden alle weniger Kleidung in besserer Qualität besitzen, die sie flicken und reparieren. Die DIY-Bewegung sehen Designerinnen wie sie nicht als Konkurrentin, sondern als Verbündete, die ein neues Verständnis für den Wert handwerklich hergestellter Produkte schafft. Eine wichtige Infrastruktur, um

Mode zu reloaden, stellen ►*Näbcafés* zur Verfügung. ●

—→ www.fashionreloaded.org

Fürsorge

In der Dingfabrik wird das Repair-Café diesmal von Samstag auf Sonntag verschoben, weil Samstag schon der Nistkästenbauworkshop stattfindet (so steht es auf der Website). Dieser fürsorgliche Umgang mit anderen (hier: Vögeln) ist typisch für Projekte im Kontext von DIY. In die Gärten stellt man Insektenhotels und Marienkäfersuites, bei ►*Mundraub* bezieht sich die Fürsorge auf die Bäume und Sträucher. Der pflegliche Umgang beim Ernten wird allen Mundräuber_innen dringlich ans Herz gelegt, die Initiatoren des Projekts wissen, dass Obstbäume eben nicht „einfach so“ Früchte tragen, dass es vielmehr eines gekonnten Baumschnitts bedarf und darüber hinaus kontinuierlicher Pflege. In der ersten Mundraubregion im niedersächsischen Hasetal organisieren sie Baumschnittseminare und werben für die Übernahme von Patenschaften. Fürsorge für die mannigfaltigen Ökologien spielt im DIY insgesamt, besonders aber in Gemeinschaftsgärten eine zentrale Rolle. Dies trifft natürlich ebenso auf die soziale Ökologie der Projekte zu. Die Sorge füreinander prägt das soziale Klima. ●

—→ www.mundraub.org/basetal

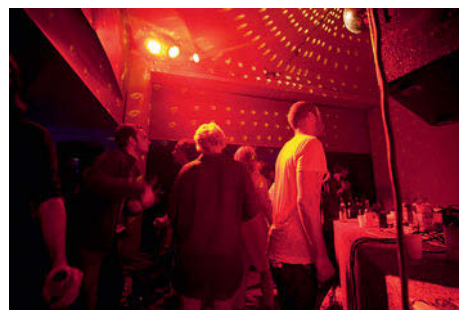
Facebook

„Mit Facebook enden zwei Jahrhunderte der Flucht aus Gemeinschaften“ konstatiert der britische Ethnologe Daniel Miller in seiner Studie „Das wilde Netzwerk“ (Miller 2012, S. 161). Damit bezieht er Stellung in der Debatte darüber, ob sich Menschen durch die Nutzung von Computern in Cyborgs verwandeln (Turkle 2012), ob Konnektivität zur Sucht wird, ob die Simulationskultur der Social Media zu Entfremdung und einer abnehmenden Sozialität führt, oder ob einfach eine andere Form des Sozialen entsteht (Lovink 2012).

Unbestritten ist, dass es unterschiedliche Formen der Anwendung von Facebook gibt. Die DIY-Akteure erschließen sich die technischen Möglichkeiten als Werkzeug für Kommunikation, sie teilen Inhalte und Debattenbeiträge, laden zu Veranstaltungen ein und stimmen sich in themenspezifischen Gruppen ab. Facebook wird hier im Sinne von Saskia Sassen eher „minimalistisch“ (Sassen 2011, S. 249ff) genutzt.

Man tauscht sich auf den Projektseiten nicht über private Befindlichkeiten aus, sondern über ►*Saatgutfreiheit*, die Qualität von CNC-Fräsen, Öffnungszeiten von Werkstätt-

Feiern





Freiraum



Gewächshäuser



ten, Korrekturen in der Liegenschaftspolitik von Städten oder Online-Votings zum Erhalt von Freiflächen. Facebook bildet den politischen Charakter des Netzwerks ab und ist ein Verweisungsmedium: Wenn der Algorithmus stimmt, wird kontinuierlich Content aus verwandten Projektzusammenhängen geliefert, ohne dass man sich die Mühe der gezielten Recherche machen müsste. Zugleich erzeugen die eigenen Inhalte Resonanz, und da bei Facebook jeder Nutzer ein potenzieller Multiplikator ist, haben die Postings gute Chancen auf Verbreitung. Sehen und gesehen werden: Wer mehrere Tausend Freunde und Likes hat, erlangt Reputation.

Gezahlt wird in harter Währung: Facebook-Nutzer wissen, dass sie sich der informatisch-kommerziellen Überwachung durch den börsennotierten Konzern unterwerfen, der die Infrastruktur zur Verfügung stellt, um damit im digitalen Kapitalismus Profit zu erzielen (Andrejevic 2011, S. 35). Diese in ihren Konsequenzen tatsächlich schwer zu durchdringende Asymmetrie zwischen Usern und der digitalen Macht der Konzerne beantworten sie allerdings nicht mit Abstinenz, sondern mit Nutzung. Die Parasitierung der von ihnen in die Welt gesetzten Daten nehmen sie in Kauf. ●

Gartendeck

Das Gartendeck ist ein temporärer Gemeinschaftsgarten auf der Großen Freiheit in Hamburg-St. Pauli. Das Flair des Ortes könnte kaum urbaner sein. Die besprühten Brandmauern ragen weit in den Himmel hinein. Auf dem schwarzen Rollboden aus Kunststoff-Altreifengemisch sind strahlend orangene Bäckerkisten stilvoll angeordnet. Das Gartendeck entstand 2011 als nicht-kommerzielles Kunstprojekt im Schwerpunkt „Gemeingüter“ des renommierten Kampnagel-Sommerfestivals. Der Gemeinschaftsort auf dem spektakulären Tiefgaragendach begeisterte schnell viele Kiezbewohner_innen, die auf dem Gartendeck gemeinsam gärtnern, essen und feiern, und damit ihrem „Recht auf Stadt“ praktischen Ausdruck verleihen. ●

→ www.gartendeck.de

Gartenumzug

Als gekonnte Installation präsentierte sich der Umzug des Berliner Gemeinschaftsgartens „Rosa Rose“ in Berlin. Die Besetzerinnen inszenierten den Abtransport der vielen, zum Teil großen Pflanzen als Schauspiel, in das auch die Passanten einbezogen wurden, als sie ihr Gelände 2009 räumen mussten. Weil die Pflanzen ausschließlich auf Fahrrädern (auch Lastenfahrrädern) transportiert wurden, formte sich ein bis dato noch nicht gesehenes und nur für kurze Zeit bestehendes eigen-

artiges Gebilde aus langsam hintereinander fahrenden Pflanzen-Arrangements, in die ihre phantasievoll gekleideten Fahrerinnen praktisch eingehüllt waren. Die Prozession hatte etwas Karneavaleskes und blieb als Spektakel allen Beteiligten noch lange im Gedächtnis. ●

Gartendinner

In New York gelten Produkte aus urbaner Landwirtschaft als hip, im Leipziger Garten Annalinde kochen ambitionierte Köche Mehrgängenmenüs unter freiem Himmel zu 99 % aus Gemeinschaftsgartenanbau, und in Berlin lädt der Prinzessinnengarten zu „Wildkräutersalat aus der Wilden Gärtnerei mit warmem Ziegenkäse und Pain Perdu, gebratenen Pilzen mit warmen Bohnen, Hokkaido-Kürbis und französischem Estragon aus dem Garten, dazu die erste Kartoffelernte aus den Sorten Blauer St. Galler und Adretta“.

Essen und Kochen sind mehr denn je Mittel gesellschaftlicher Distinktion: Tafeln in weißer Kleidung vor Opernhäusern, Foodraves, Supper Clubs und Gastrohypes mit exquiten Zutaten aus der Region demonstrieren öffentlich Kennerschaft und Savoir-vivre. Das Zelebrieren der Genießer-Esskultur und das fortwährende Sprechen darüber hat bereits die Gegenbewegung der Anti-Foodisten auf den Plan gerufen. Sie fordern die Rückkehr zu Bodenständigkeit und „Authentizität“.

Gibt es das Echte bei den Locavore-Menüs in den urbanen Gärten? Die Gartendinner schließen durchaus an den Habitus des Genießens an (wie obige Speisefolge belegt), aber zugleich spielen sie mit dieser Attitüde. Auch steht das Bekenntnis zum Unperfekten saturiertem und raffiniertem Kennertum im Weg. Bei einer Geburtstagsfeier im Prinzessinnengarten musste z.B. infolge fehlender Suppenlöffel die Suppe mit Strohhalmen verzehrt werden. Die eingeladenen Gäste trugen es mit Fassung. ●

Gentrifizierung

Steigende Immobilienpreise, Verdrängungsprozesse, Austausch von sozialen Milieus, Homogenisierung: Phänomene wie diese beschreiben den Prozess der Gentrifizierung. Durch die Aufwertung von ausgewählten innerstädtischen Quartieren verändern sich die Gewerbestrukturen, die berühmte Latte Macchiato-, Bionade- oder Bioladenbohème folgt den unteren Mittelschichten, den Armen und den sozial Schwachen, die durch steigende Mietpreise in die Außenbezirke abgedrängt werden.

Tragen auch die urbanen Gemeinschaftsgärten mit ihren oftmals hochattraktiven Infrastrukturen in ► *Zwischennutzung*

zum sozialräumlichen Wandel bei? Gentrifizierungsprozesse können sich durchaus gegenläufig zu den Intentionen der zivilgesellschaftlichen Akteure vollziehen. Jedenfalls dann, wenn die Stadtpolitik die Privatisierung zum Programm erhoben hat. In Berlin fordert die Initiative „Stadt Neudenken“ ein Moratorium für Liegenschaftsverkäufe und eine Neuausrichtung der Bodenpolitik. Transparenz soll über ein Kataster hergestellt, der Grundstücksbestand öffentlich einsehbar und die Zivilgesellschaft in alle Liegenschaftsentscheidungen einbezogen werden. (taz, 4.2.2013). Nachdem in Berlin der Ausverkauf öffentlichen Eigentums jahrelang konsequent vorangetrieben wurde und der Liegenschaftsfonds offensiv „Schulen, Schwimmbäder, Gärtnereien oder Krankenhausareale“ zum Kauf anbot, schlug die Senatsverwaltung für Stadtentwicklung für das Grundstück des Prinzessinnengartens ein Konzeptverfahren vor. Im Dezember 2012 stimmte der Liegenschaftsfonds der Rückübertragung zumindest dieses Gartens in das Bezirksvermögen zu. Hintergrund der Entscheidung war nicht zuletzt das Votum von mehr als 30.000 Menschen, die bei change.org für den Erhalt des Gartens gestimmt hatten. ●

→ www.stadt-neudenken.tumblr.com

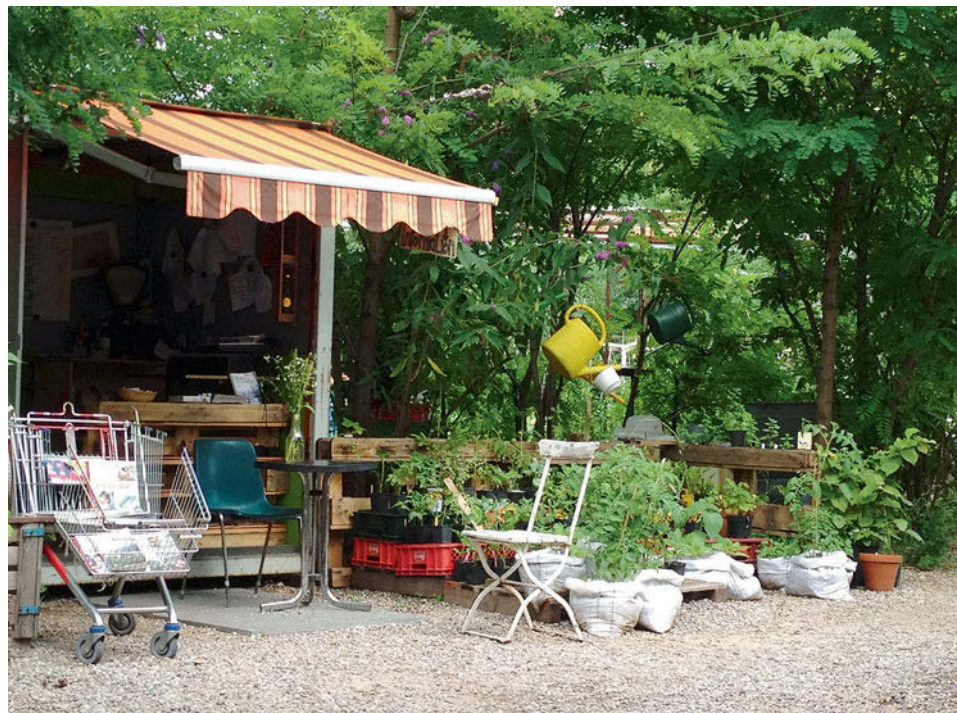
→ www.gentrificationblog.wordpress.com

Guerilla Gardening

Ist Straßenkampf mit sanfter Munition. In subversiver Manier werfen Unbekannte (selten nachts und meist ohne Sturmhauben) Saatbomben in unwirtliche urbane Räume und bepflanzen den öffentlichen Raum ohne behördliche Erlaubnis. Frühe Formen finden sich bei der New Yorker Künstlerinitiative Green Guerrillas, die in den 1970er Jahren zivilen Ungehorsam praktizierte und in Eigeninitiative vernachlässigte Stadtteile lebenswerter gestaltete. Zu dieser Zeit eroberten in deutschen Städten viele türkische Einwander_innen die Brachflächen; ihr Stangenbohnenanbau hat sich vielerorts in das kollektive Gedächtnis eingeschrieben. Auch sie fragten nicht um Erlaubnis, sondern nutzten freie Flächen temporär und pragmatisch für ihre Selbstversorgung. Für die Guerilla Gardeners von heute ist das Anlegen von Blumenbeeten in Baumscheiben oder Mini-Kartoffelackern in erster Linie eine symbolträchtige Intervention in den öffentlichen Raum, der befreit werden soll von der einseitigen Besetzung durch Shopping Malls und motorisierten Individualverkehr. Guerilla Gardening ist eine Unterströmung der ► *Urban Gardening-Bewegung*. ●



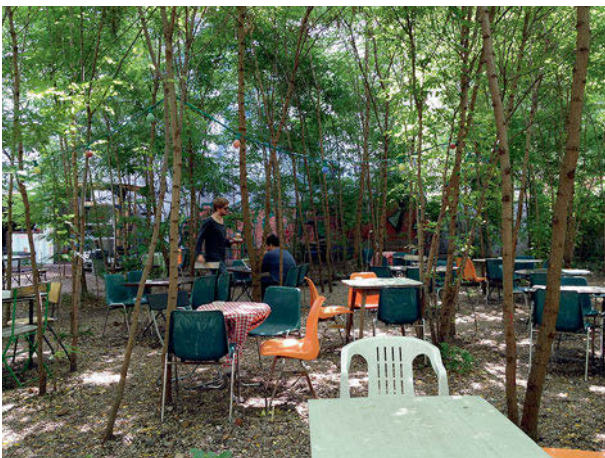
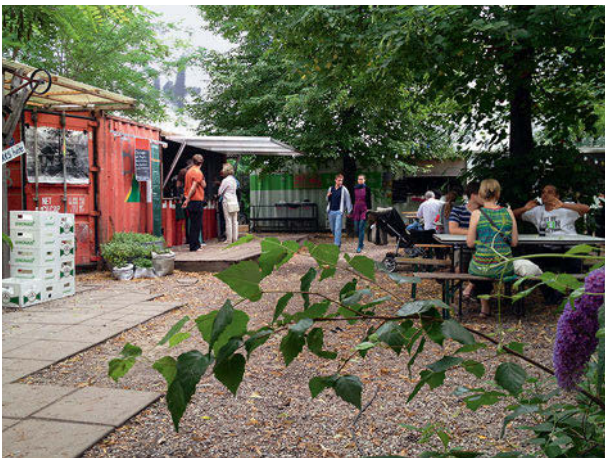




Gartencontainer

Gartendinner ←





Gartencafé

Gartenküche →





























5



6



8



7



9



10



11





12



13





14



15



16















21



20





22





23









Prinzessinnen- garten

Berlin

- 1 Moritzplatz, Berlin-Kreuzberg
- 2 Elsa de Seynes
- 3 Laurin Hackney, Koch Gartenküche
- 4 Teresa Erbach (Gartengruppe)
- 5 U-Bahnstation Moritzplatz, Ausgang Prinzessinnenstraße
- 6 Andreas Whyte, Lehrer eines Schulgartenprojekts im Prinzessinnengarten
- 7 Nathaniel Page, Gärtner zu Besuch aus New York City & Frankreich
- 8 Nini Gollong aus Paris
- 9 Robert Shaw, Mitgründer Prinzessinnengarten
- 10 Lena Haug (Gartengruppe) aus Kalifornien
- 11 Imkerin bei der Arbeit
- 12 Angestellter des Prinzessinnengartens
- 13 Chefkoch Pierre Lejeune aus Paris
- 14 Elizabeth Calderón Lüning, Organisations- und Projektleitung des Prinzessinnengartens
- 15 Marco Clausen, Mitgründer Prinzessinnengarten
- 16 Nico Dürkop, Landschaftsarchitekt, engagiert im Prinzessinnengarten
- 17 Mobiler Apfelentmoster Dennis Tilwitz bei der Herstellung von Apfelsaft aus Mundraub-Äpfeln
- 18 Arbeitsgruppe einer Kreuzberger Berufsschule
- 19 Luzie Milena Weigelt, Gartenbar
- 20 Lisa Dobkowitz, Gärtnerin des Prinzessinnengartens
- 21 Gartencafé
- 22 Färbeworkshop mit Pflanzenfarben
- 23 Andrew Beard, Richard Schnell & Ophélie Karoni, Mitarbeiter_innen des Prinzessinnengartens



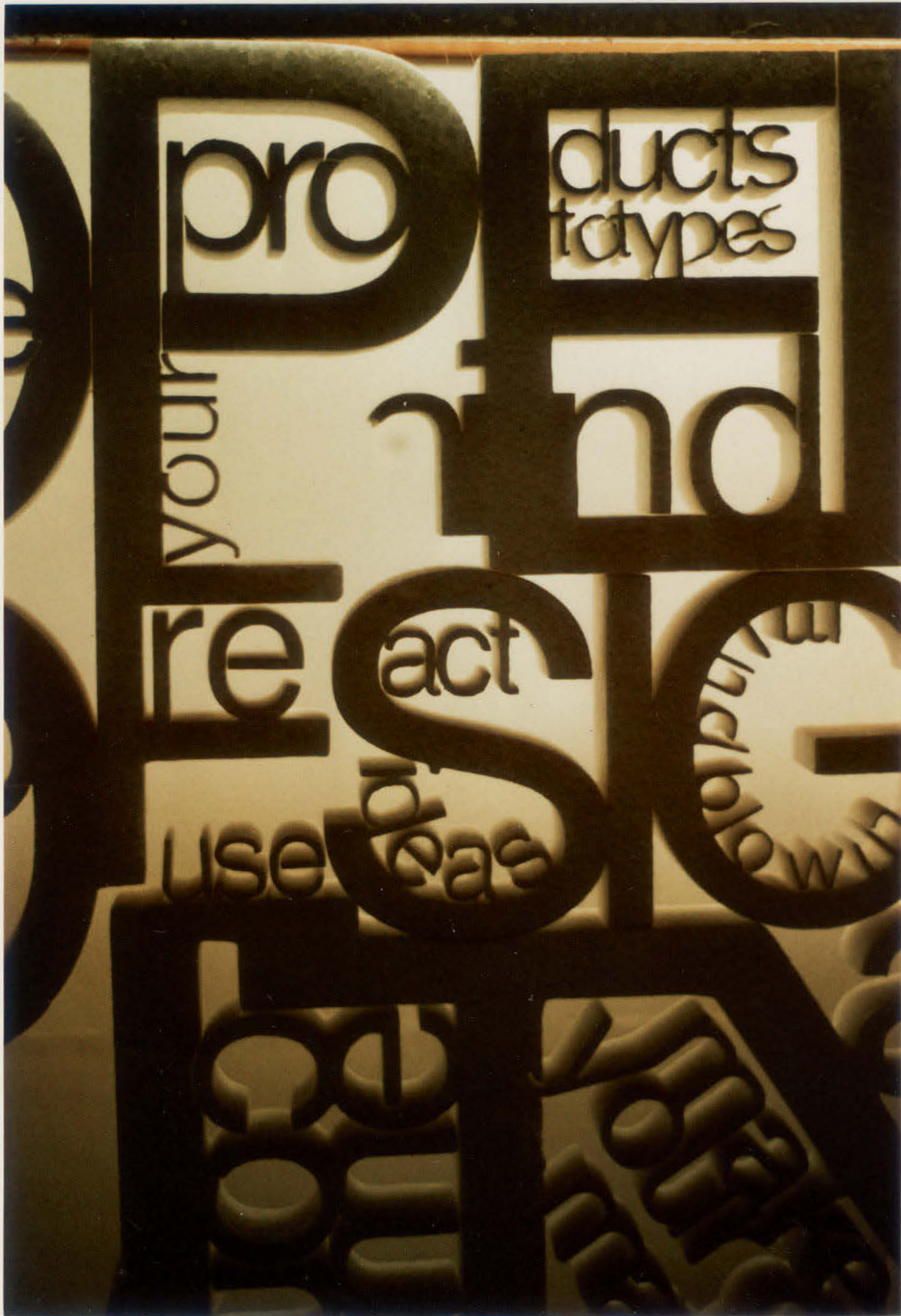










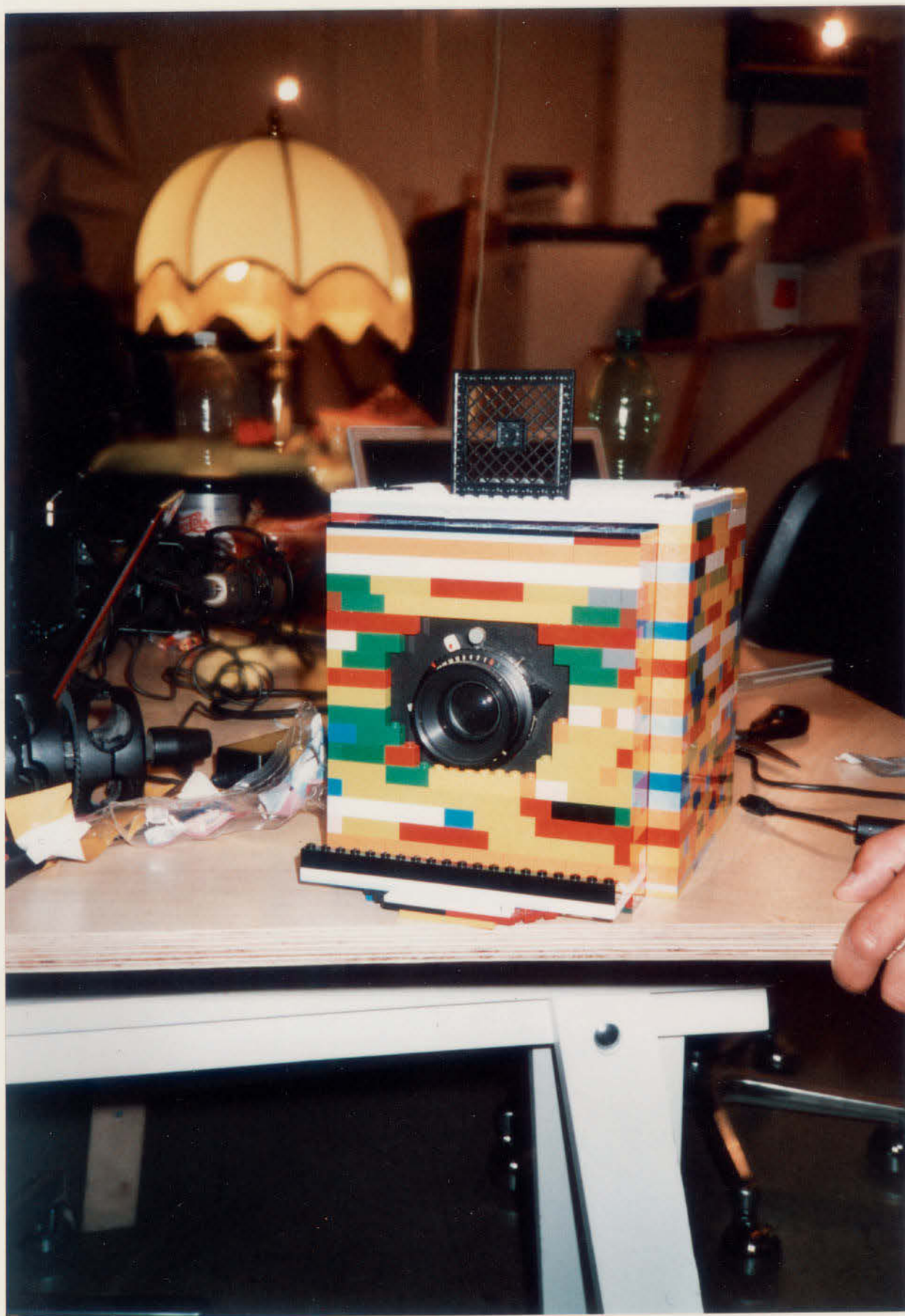


















3



4



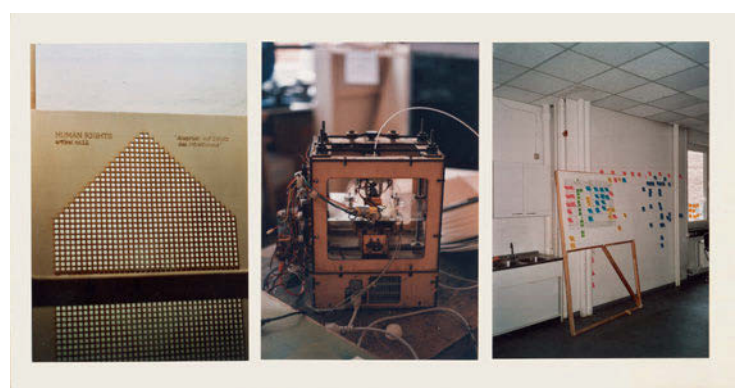
5



6



7





8



9



10

Open Design City

Berlin

- 1 Galina Emelina, Singer/Songwriter
mit Kristin Borlinghaus & Lukas Licht,
Videokünstler
- 2 Kay Strasser, Fotograf, Filmmacher
& Conceptor, mit selbstgebauter Kamera
- 3 Betahaus, Vorplatz
- 4 Max von der Ahé, Mitgründer des
Betahauses
- 5 Arbeitsräume
- 6 gemeinsames Arbeiten
- 7 Madeleine von Mohl, Mitgründerin des
Betahauses
- 8 Makerplätze, Arbeitsräume
- 9 Christoph Fahle, Mitgründer des
Betahauses
- 10 Morgendliches gemeinsames Frühstück
im Betahaus mit Präsentation von
Projekten

